Gottes-Verlust?

PETER PAWLOWSKY

Nicht gottlos, sondern kirchenlos: Warum die Glaubwürdigkeitskrise der Kirchen den Zugang zum Evangelium versperrt.

Peter Pawlowsky studierte Germanistik und Philosophie in Wien (Promotion 1960), Arbeit im Verlagswesen und in der Erwachsenenbildung, Übersetzer zahlreicher Bücher aus dem Niederländischen und Italienischen. Innerpolitischer Journalist in der Wochenzeitung „präsent", 1990–1997 Leiter der Abteilung Religion im ORF-Fernsehen, bis 2000 Präsentator von „kreuz+quer".

Das Buch „Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt" (Herder 2024) vom deutschen Priester und Pastoraltheologen Jan Loffeld ist der Titel eines von mehreren theologischen Büchern, die heute auf eine neue unaufgeregte Art der Distanzierung von Religion hinweisen.
Atheisten hat es immer gegeben, aber zumeist waren sie kämpferisch und mit politischen Interessen verknüpft. Neu ist die unaufgeregte Gottlosigkeit, an der die großen christlichen Kirchen heute leiden. Immer weniger Menschen bekennen sich ausdrücklich zum Christentum, die Mitgliederzahlen der Kirchen schrumpfen. Lange gebrauchte Erklärungen dafür greifen nicht mehr. Dass es am Kirchenbeitrag liege, hat sich auch in Zeiten von verbreitetem Geldmangel längst als Ausrede erwiesen; woran den Menschen etwas liegt, dafür zahlen sie auch, vielleicht weniger oder verspätet. Für die „unaufgeregte Gottlosigkeit" muss nach anderen Ursachen gesucht werden.

Nach langer Zeit der Verfolgung war es der römische Kaiser Konstantin der Große, der 313 das Christentum anerkannte und sich sofort auch eine Mitsprache sicherte. Er musste sicherstellen, eine stabile Staatsreligion zu gewährleisten. Sein Einfluss auf das Konzil von Nicäa 325 ist unbestritten. Damit war ein Zusammenhalt von Politik und Kirche für zwei Jahrtausende gesichert und Abweichungen davon wurden unter Mitwirkung der Kirche immer wieder blutig verfolgt. Kirchenspaltungen führten zu langjährigen Kriegen, sobald sich starke politische Kräfte auch auf die Seite der Abweichler geschlagen hatten. Der Dreißigjährige Krieg 1618 bis 1648 ist das finsterste Beispiel dafür.
Solange die politische Führung, Könige und Kaiser oder die jeweils dominierende Partei eine Konfession bevorzugte und unterstützte, blieb den „Untertanen" gar nichts anderes übrig, als dieser Konfession anzugehören und ihren Riten zu folgen. Ob das auch bedeutete, dass sie gläubig waren, lässt sich kaum noch feststellen. Viele waren es möglicherweise, wohl jene, die es heute noch sind, aber das sind wenige. Die anderen verlassen die Kirchen, weil alle gesellschaftlichen und politischen Notwendigkeiten weggefallen sind.

Präsidenten als neue Machthaber

Interessant sind die Versuche, zu den früheren Verhältnissen zurückzukehren. Präsident Trump lässt sich auf einem Bild als quasi erlösender Christus darstellen. Präsident Putin erfreut sich auch im Krieg gegen die Ukraine nach wie vor der Unterstützung der russisch-orthodoxen Kirche. Es ist schwierig, aus zwei Jahrtausenden christlich-politischer Geschichte auszusteigen und einen ganz neuen Weg einzuschlagen. Das aber wäre das unerlässliche Erfordernis, wenn die christlichen Kirchen imstande sein sollen, den christlichen Glauben als die Botschaft des Jesus von Nazareth den Menschen heute glaubwürdig zu vermitteln.
Auch die katholische Kirche konnte sich aus der Tradition von 2000 Jahren noch nicht lösen. Der Papst ist Kaiser,

Das unsägliche KI-generierte Bild von Donald Trump, das ihn angeblich als „Arzt" darstellen soll (O-Ton Trump)
© Wikipedia commons

König und Präsident zugleich. Der deutsche Jesuit und langjährige Leiter der deutschen Jesuitenprovinz Stefan Kiechle stellt in der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ vom 25. Mai dieses Jahres (zitiert nach kathpress, 27.05.26) fest: „Nach der klassischen Drei-Gewalten-Lehre fallen hier Legislative, Jurisdiktion und Exekutive in eins. Eine solche Verfassung werde in der Staatslehre als absolute Monarchie definiert.“ Daher ist es für die katholische Kirche auch schwierig und wenig glaubwürdig, für Demokratie einzutreten. Nach dem Konzil gab es zwar Diözesansynoden, wobei aber der Vatikan vorschrieb, dass immer die geweihten Priester eine Mehrheit haben müssen. Immerhin sind die Ansätze synodaler Entscheidungen unter Papst Franziskus eine Hoffnung auf Einsicht und Veränderung.

■ Was die Predigt betrifft, so darf man nicht erwarten, dass jeder Priester ein begnadeter Redner ist. Aber nur er darf die Kanzel besteigen. Das kann nicht nur zu langweiligen Reden führen, sondern auch zu Fehlinterpretationen der Bibel.

Trotzdem scheint es in Rom undenkbar, dass Bischofsbestellungen quasi demokratisch durch eine Mehrheit der Gläubigen erfolgen könnten, denn das hätte es bis jetzt nie gegeben. Doch das ist ein historischer Trugschluss. Natürlich gab es keine Abstimmungen über Bischöfe, aber Laien, die damals etwas zu reden hatten, das waren die Fürsten. Kein König oder Kaiser hätte sich von Rom einen Bischof vor die Nase setzen lassen, der ihnen nicht gepasst hätte. Beispielhaft verhielt sich Kaiser Joseph II., der zahleiche Klöster schließen ließ und mit dem Toleranzpatent vom Oktober 1781 den nichtkatholischen Christen freie Religionsausübung gewährte. Papst Pius VI. eilte nach Wien, konnte jedoch trotz zäher Verhandlungen lediglich einige Härten der Klosterreform mildern.

© Wolfgang Machreich

Nötige Reformen bis in die Pfarren

Die Kirche als Monarchie ist schwerfällig und prägt das kirchliche Leben bis in die Pfarren hinein. Der immer weniger besuchte sonntägliche Gottesdienst beschränkt die Rolle der Gläubigen auf das zustimmende Gebet, auf das kommentarlose Anhören der Predigt und den Empfang von Brot (und bisweilen von Wein) an der Kommunionbank.
Was hat das noch mit den Mahlfeiern der frühen Kirche zu tun? Man traf sich in den Häusern unter dem Vorsitz des Hausherrn oder der Hausherrin. Es ist verständlich, dass die endlich zugelassene und anerkannte Kirche für Ordnung sorgen musste. Daher wurde die Priesterweihe erfunden, mit der freilich auch die Gleichrangigkeit aller Teilnehmer am „Abendmahl“ ein Ende fand. Allmählich wurde der Gottesdienst nicht mehr in den Privathäusern, sondern in Kirchengebäuden gefeiert. Bischöfe wurden zu hohen Reichsbeamten, die liturgische Bekleidung nahm Anleihen bei den Insignien der römischen Beamtenkleidung. Eine gesteigerte Ehrfurcht und Distanz gegenüber dem Geschehen am Altar waren die Folge, und zwischen dem Klerus und dem „einfachen Volk“ wurde eine Trennung vollzogen, so, als wäre Glaube das Privileg der höheren Klasse in der Kirche.

Der übliche Sonntag

Immer noch ist der Sonntag in der Kirche die übliche Versammlung der Christen, auch wenn es immer weniger werden und in der Folge Kirchen zugesperrt und ihre Gebäude anders genutzt werden. Was geschieht da am üblichen Sonntag? Ein geweihter Priester betet vor, predigt, teilt die Hostien, manchmal auch den Wein an der Kommunionbank aus und schließt die Messe mit einem Segen. Hat das noch etwas zu tun mit den Mahlfeiern in den

Häusern der frühen Christen? Was die Predigt betrifft, so darf man nicht erwarten, dass jeder Priester ein begnadeter Redner ist. Aber nur er darf die Kanzel besteigen. Das kann nicht nur zu langweiligen Reden führen, sondern auch zu Fehlinterpretationen der Bibel. Das Amtspriestertum schafft jene Distanz der Christen zu ihrem liebenden Gott, was letzten Endes der Glaubwürdigkeit der Kirche schadet und dadurch zu dieser neuen „Gottlosigkeit" führt.
Inzwischen gibt es wegweisende Experimente in evangelischen Pfarren. Die Gemeinde versammelt sich am Gründonnerstag um Tische im Pfarrsaal, bricht unter Lesungen und Gebet Brot und nimmt einen Schluck Wein. Ist das eine Eucharistiefeier? Diese Frage kann nur jemand stellen, der die Anfänge der christlichen Mahlfeier ausgeblendet hat. Die Priesterweihe gab es erst ab dem vierten Jahrhundert, vielleicht als Ordnungsversuch in der inzwischen anerkannten Kirche. Damit einher ging aber eine sinkende participatio actuosa durch die Gläubigen. Chorschranken, ein Lettner in der Westkirche und Ikonostasen in der Ostkirche sind dafür äußere Bestätigungen. Auch der Stephansdom in Wien hatte eine Lettner-Mauer. Das darüber hängende Kreuz ist nach dem Brand des Doms 1945 ein letztes Relikt davon.

Abschied von der Kirche

Peter Trummer hat in seinem Buch „Jesus ohne Opfer. Glaube, der befreit" (Herder 2026) gezeigt, dass es undenkbar ist, wenn man Gott unterstellt, er habe den grausamen Tod des Jesus von Nazareth gebraucht oder sogar veranlasst, um sich mit den Menschen zu versöhnen. Dieser Irrglaube gilt für alle Märtyrer, die seither für ihre Glaubensüberzeugung ihr Leben lassen mussten. Leider hat diese Vorstellung Geschichte geschrieben. Abweichungen im Glauben, wie ihn die Kirche vorschreibt, wurden verfolgt und mit staatlicher Unterstützung bestraft.

Das geschieht heute so kaum noch, aber an der Struktur der Kirche, insbesondere der römisch-katholischen, hat sich nichts geändert. Der Wegfall der alten politischen Kräfte, der Fürsten, Könige und Kaiser, die auch in der Kirche ein Wort mitzurede hatten, hat eine fatale Klerikalisierung nach sich gezogen. Seit dem Ende der Monarchien haben demokratische Regierungen nur geringe Möglichkeiten, sich gegen Entscheidungen aus Rom zur Wehr zu setzen. Außerdem sind solche Regierungen auch kaum noch interessiert, sich in kirchliche Angelegenheiten einzumischen. Auch die kirchlichen Laienorganisationen haben bis heute nur eine eingeschränkte Selbständigkeit. Wie soll ein Katholik von heute etwa verstehen, dass Frauen von der Weihe, sogar vom bloßen Diakonat ausgeschlossen sein sollen, wenn Frauen inzwischen Parteiführerinnen und Ministerinnen sind?

Es geht also nicht um eine neue Gottlosigkeit, sondern um einen Abschied von einer Kirche, die für viele Menschen unglaubwürdig geworden ist. Das allerdings bedeutet auch, dass die Vermittlung des Evangeliums, wie sie bisher erfolgte, ausfällt. Wer soll jetzt noch von der Botschaft der biblischen Überlieferung erzählen, wenn die Kirche ihre Glaubwürdigkeit verloren hat?
Immer noch gibt es Menschen und Institutionen, die glaubwürdig geblieben sind. Caritas und Diakonie und jene Menschen, die den liebenden Gott bezeugen und durch ihr Leben auch jenseits amtskirchlicher Vorstellungen sichtbar und erlebbar machen, darunter auch glaubwürdige Priester, die ihr Amt nicht als Vorgesetzte der Gemeinde verstehen. Darauf kommt es an. All das gibt es nach wie vor und ist heute das wichtigste Zeugnis. Die Kirche als Monarchie muss sich radikal reformieren, damit sie wieder glaubwürdig das Evangelium bezeugen kann. Die heute von vielen Theologen beklagte neue „Gottlosigkeit" ist, genau genommen, eine „Kirchenlosigkeit", freilich mit der fatalen Folge, dass es für viele Menschen kaum noch Zugänge zur glaubwürdigen Kenntnis der biblischen Botschaft gibt. ■

■ Die Kirche als Monarchie muss sich radikal reformieren, damit sie wieder glaubwürdig das Evangelium bezeugen kann.